

Inge-Marie Meincke

Über Liebe und Wahrheit

Leben im Dialog mit Gott



Inhaltsverzeichnis:

Einleitung und Zielsetzung

Kapitel 1: **Hochzeit mit Gegenwind**

Kapitel 2: **Der Grund für ein weit reichendes Gebet**

Wohin gehöre ich?

Eine neue Familie

Innere Zerrissenheit

Was Schläge und Worte anrichten können

Wie kann ich Liebe erkennen?

Wer oder was bestimmt meinen Wert?

Ein Lichtblick zwischendurch

Kapitel 3: **Eine deutliche Gebetserhörung**

Meinen Weg finden

Hin- und hergerissen

Verlust und Gewinn

Kapitel 4: **Zweismamkeit**

Liebe und Konflikte

Eigenartige Arbeitsaufteilungen

Kapitel 5: **Gemeinsam durch Dick und Dünn**

Wir werden eine Familie

Eine Entscheidung mit großen Auswirkungen

So viel Hilfe in der Not!

Kapitel 6: **Ganz neue Lebensperspektiven**

Ein erster Glaubensschritt

Wo finde ich Hilfe?

Eine ungewöhnliche Erfahrung

Der Weg der Freude

Kapitel 7: **Wer hat das Sagen?**

Gott spricht zu mir

Gehorsam lernen

Ein lehrreiches Erlebnis

Harmonie und ein Geheimnis

Kapitel 8: **Eine andere Sicht**

Ein Geständnis

Fragen und Antworten

Kapitel 9: **Die Wahrheit: Wie ergründe und erkläre ich sie?**

Meine Ansicht und mein Anliegen

Gottes Willen erkennen

Nach Gottes Willen handeln

Kapitel 10: **Das Leben geht weiter**

Große Not und eine klare Antwort

Erneuerungen

Gott hilft und gibt Kraft

Verschiedene Standpunkte

Erlebnisse im Alltag

Kapitel 11: **Leben und Tod eng beieinander**

Über Gottes Gerichtshandeln

Ein Unfall und seine Folgen
Auseinandersetzungen
Abschied nehmen

Kapitel 12: **Eine Operation und ihre Folgen**

Gottes Allmacht erleben
Verwirrungen

Kapitel 13: **Gemeinschaft mit Gott**

Erinnerungen kommen zurück
Viel Geschriebenes
Rätselhaftes
Weitersagen
Schritte gehen

Kapitel 14: **Erleichterung durch Erkenntnisse**

Probleme mit Grenzen
Über Liebe und besondere Gebetserhörungen

Kapitel 15: **Auf neuen Wegen**

Fügungen
Herausforderungen und Trost
Vergebung
Eine neue Ausrichtung

Kapitel 16: **Im Glauben leben**

Gehorsam sein
Umschulung
Nachfolgen und glauben
Lernen und lehren

Kapitel 17: **Kämpfen und überwinden**

Veränderungen und Streitigkeiten
Wortgefechte und Stärkung im Glauben
Ungerechtigkeiten und Gottes Fürsorge

Kapitel 18: **Befreiungen**

Ein neuer Mensch
Als neuer Mensch leben
Über das Richten und Beurteilen

Kapitel 19: **Ein erweiterter Horizont**

Einsichten und erneuerte Beziehungen
In Liebe und Wahrheit leben
Zur Ruhe kommen und inneren Frieden erleben

Quellenangaben, Zitate und Zusätze

Gebete – gegründet in Gottes Wort

Einleitung und Zielsetzung

„Aber in dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat.“

(Römer 8,37)

Während ich beginne, dieses Buches zu schreiben, blicke ich auf bald 60 Jahre meines Lebens zurück. Nie hatte ich von mir aus die Absicht, ein Buch über mein Leben zu schreiben. Meine Vergangenheit sollte für mich abgeschlossen sein. Ich wollte nur noch zuversichtlich vorwärtsblicken. Aber dann hätte ich alles, was Gott mich gelehrt hat von seiner Liebe und von seiner Allmacht in mir vergraben. Immer wieder zeigte mir Gott und sagte es mir durch andere Menschen, dass ich die Lebensschätze, die er mir anvertraut hat, weitergeben sollte.

Möge es in meinen Erzählungen deutlich werden, wie unbeschreiblich wertvoll, wie kostbar dem Vater im Himmel seine geliebten Menschenkinder sind. Mit der gleichen Zuwendung und der Fürsorge, die in meinem Leben so sichtbar geworden sind, liebt Gott auch Sie, liebe Leserin und lieber Leser, *„denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott“* oder in einer anderen Übersetzung:

„Denn Gott bevorzugt oder benachteiligt niemanden.“
(Römer 2,11 - Luther und Hfa)

Besonders wichtig sind mir noch folgende Gedanken: Selbst, wenn ich mich bemühe, sachlich zu schreiben, kann ich doch nur wiedergeben, was ich als Individuum beobachtet, was ich wahrgenommen habe. Entsprechend beschreibe ich meine Erlebnisse aus meiner Sicht so

wahrheitsgemäß, wie es mir möglich ist. Deshalb stelle ich gleich zu Beginn dieses Buches klar:

Ich habe weder das Recht noch die Fähigkeit, die Handlungen der beteiligten Personen zu bewerten!

Meine Gefühle, die ich mit Worten wiedergebe, sind niemals ein gerechter Maßstab. Auch mit meinem Verstand kann ich nichts rein sachlich beurteilen. Mir fehlen die nötigen Hintergrundinformationen. Jeder ist geprägt durch seine Erbanlagen, durch seine Lebensumstände, seine Erlebnisse.

Unsere Prägung, schreibt C. S. Lewis, wird nicht einmal von Gott gerichtet, denn „schlechtes psychisches Rohmaterial ist keine Sünde, sondern eine Krankheit. Es muss nicht bereut werden, sondern geheilt.

Und das ist sehr wichtig. Die Menschen beurteilen einander nach ihren äußeren Handlungen. Gott beurteilt sie nach ihren moralischen Entscheidungen. ... Darum soll ein Christ nicht richten“ ¹ , denn *„Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an.“ (1. Samuel 16,7b)*

Mein Herzenswunsch ist es, dass die Beschreibungen meiner Erlebnisse und dessen, was ich daraus gelernt habe, dazu beitragen, dass auch Sie, liebe Leserinnen und liebe Leser, Ihre Probleme und Herausforderungen im Leben mit Gottes Hilfe lösen, dass auch Sie überwinden oder Ihren Nächsten hilfreich zur Seite stehen können. Des Weiteren wünsche ich mir, dass in meinen Ausführungen Gottes Güte und Treue zu erkennen sind, seine liebevolle Führung, seine ständige Gegenwart und Hilfsbereitschaft in Freude und Leid, damit unser Vertrauen in IHN immer mehr zunimmt!

So bitte ich den Heiligen Geist, mir die Worte ins Herz und in den Sinn zu geben, die für jede einzelne Leserin und für jeden einzelnen Leser die persönliche Botschaft von

unserem Vater im Himmel erkennbar machen und für verwundete Herzen Heilung bringen, wie Paulus es beschreibt:

„Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, damit wir auch trösten können, die in allerlei Trübsal sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.“ (2. Korinther 1, 3-4)

Inge-Marie Meincke

Kapitel 1 - Hochzeit mit Gegenwind

Es war fast meine Traumhochzeit!

Der Mann, den ich von Herzen liebte, sagte Ja zu mir! Vor vielen Zeugen und vor Gott versprach Hans-Jürgen, dass er mich lieben und ehren wolle, bis der Tod uns scheidet.

Das war für mich eine Zusage, auf die ich mich verlassen konnte. Auch ich wollte meinem Mann mein Leben lang treu und in Liebe zugeneigt sein! Immer wieder hatten wir uns gegenseitig in den einundzwanzig Monaten, die wir als Liebespaar leben durften, unsere innige Liebe bekannt. So meinte ich, dass mein Mann mich auf die gleiche Weise lieben würde wie ich ihn. Und ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, dass sich diese Gefühle einmal ändern könnten.

Die standesamtliche Trauung fand morgens im Sonnenschein statt, die kirchliche am frühen Nachmittag. Es regnete zwar, als wir aus dem mit Blumen geschmückten Mercedes meines Vaters ausstiegen, aber ich wurde mit seinem Schirm geschützt von meinem Vater fürsorglich in die Kirche geführt.

Der Pastor, mein damaliger „Lieblingtpastor“, der mich konfirmiert hatte, traute uns in dieser schönen, mir in meiner Jugendzeit vertraut gewordenen Kirche. Er meinte es wirklich ehrlich, als er freudig sagte, wir seien ein ganz besonders schönes Brautpaar. (Nach meiner Erinnerung sagte er sogar, wir seien das schönste Brautpaar, das er getraut habe.) Wir waren ja noch so jung: Hans-Jürgen war dreiundzwanzig, ich erst einundzwanzig Jahre alt. Ich schwebte im siebenten Himmel; alles schien perfekt zu sein.

Doch das Wort „fast“ als Ergänzung für meine „Traumhochzeit“ habe ich bewusst gewählt: Obwohl ich mich einerseits so glücklich fühlte, war gleichzeitig in mir eine Traurigkeit, ein Schmerz, der nie von mir wich, den ich nur immer wieder verdrängte. Anlass dafür waren Schwierigkeiten in und mit unseren Familien gewesen, denen die Beziehung zwischen Hans-Jürgen und mir gar nicht recht war. Wie viele Widerstände hatten wir bis zu diesem Tag überwinden müssen! Das klang noch in mir nach. Und es hatte „vergrabene“ Gefühle wieder wachgerufen.

Hans-Jürgens Eltern, die seit etwa zwanzig Jahren geschieden waren, hatten schon mit dem Gedanken, sich auf unserer Hochzeit begegnen zu müssen, ein kaum zu lösendes Problem. Die Ereignisse, die zur Scheidung geführt hatten, schmerzten sie offenbar immer noch.

Hans-Jürgens Vater war seit eineinhalb Jahrzehnten wieder – nach seiner Aussage glücklich – verheiratet. Doch er und seine Frau waren noch voller Anklage gegen Hans-Jürgens Mutter und ihren Lebensgefährten, der an bestimmten Wochentagen bei ihr lebte.

Dieses Liebesverhältnis war der Anlass für die Scheidung von Hans-Jürgens Eltern gewesen; aber die Gründe, die zu dieser Beziehung geführt hatten, waren viel umfangreicher.

Damals meinte ich, nach so vielen Jahren müsse man einen Schlussstrich unter die Vergangenheit ziehen können. Heute weiß ich, dass es gar nicht so einfach ist, mit alten Verletzungen umzugehen, die auf einmal durch die Lebensumstände wieder an die „Oberfläche“ unserer Gefühle gehoben werden. Solange keine Heilung erfolgt ist, schmerzt es wieder neu, viel stärker als wir das erwartet haben.

Auch grundsätzlich waren Hans-Jürgens Eltern überhaupt nicht erfreut über die Verbindung zwischen Hans-Jürgen und mir. Unsere Heirat kam ihnen viel zu früh für ihren einzigen Sohn. Für Hans-Jürgens Vater und seine Stiefmutter hatte

ich außerdem durchaus nicht die Eigenschaften, die eine Schwiegertochter nach ihren Vorstellungen haben sollte. Das bekam ich immer wieder von ihnen zu hören, auch wenn ich mir noch so viel Mühe gab, mich anzupassen.

Mit Hans-Jürgens Mutter und ihrem Partner verstand ich mich zwar gut, aber seine Mutter hätte ihren geliebten Sohn eigentlich noch eine Zeitlang bei sich behalten wollen. Das spürte ich deutlich und sie sagte es mir später auch. Hans-Jürgen war erst zu ihr gezogen, als er seinen Pflichtdienst bei der Bundeswehr absolvierte.

Er war noch sehr klein, als sein Vater und seine Mutter sich trennten. Zunächst nahmen die Eltern seiner Mutter Hans-Jürgen bei sich auf. Doch gerichtlich wurde dann entschieden, dass er bei den Eltern seines Vaters aufwachsen solle. Dort blieb er bis zu seiner Einschulung. Inzwischen war sein Vater neu verheiratet und Hans-Jürgen hatte während der Schulzeit sein Zuhause bei ihm und bei seiner Stiefmutter.

Welch ein Hin und Her! Hans-Jürgen vermisste seine Mutter. Und sie litt ebenfalls unter der Trennung von ihrem Sohn. All die Jahre durfte sie ihn nur alle vier Wochen an einem Wochenende bei sich haben und einmal im Jahr mit ihm verreisen. Als ich Hans-Jürgen kennen lernte, hatte er seit zwei Jahren ein eigenes Zimmer in ihrer Wohnung.

Auch mein Vater war gegen meine Bindung an Hans-Jürgen. Er hatte das nicht direkt ausgesprochen, aber an einigen Bemerkungen und an seinem Verhalten mir gegenüber wurde es deutlich.

So wollte er kein Geld in meine Hochzeit investieren, wie es damals für den Brautvater noch üblich war. Da Hans-Jürgen und ich beide studierten, hätten wir uns keine Feier erlauben können. Mit der Überlegung, auf einer kleinen Reise ganz für uns alleine zu heiraten, hatte ich keinen Frieden in meinem Herzen. Ich wünschte mir die Anteilnahme von uns nahestehenden Menschen an unserem

Glück. Und gerade dieser Wunsch bereitete so große Schwierigkeiten!

Dann kam der Umschwung wie ein Wunder: Mein Vater entschloss sich doch, seiner einzigen Tochter ihre Hochzeitsfeier zu schenken! Meine Mutter stimmte allem zu. – Mein jüngerer Bruder war mit seinen vierzehn Jahren noch weit von so einer Feier entfernt. – Ich durfte mir sogar ein eigenes Wunsch-Brautkleid anfertigen lassen. Dieses besondere Geschenk meines Vaters war für mich wertvoll! Dankbarkeit und Freude erfüllten und erfüllen mich immer noch in der Erinnerung daran.

Hans-Jürgens Eltern erklärten sich schließlich zu einer Begegnung mit Hans-Jürgens leiblicher Mutter bereit; ihr Lebensgefährte verzichtete freiwillig darauf, an unserer Hochzeitsfeier teilzunehmen.

Da mein Vater die Feier bezahlte, wollte er auch bestimmen, wie, wo und mit welchen Gästen gefeiert werden sollte. Traurig war ich, weil ich keinen meiner Freunde einladen durfte. Aber Hans-Jürgen und ich hatten doch liebe Menschen bei uns, die sich über und mit uns freuten.

Tatsächlich verlief unsere Hochzeitsfeier friedlich. Mein Vater hielt eine Rede, die mich zugleich verwirrte und erfreute. Er drückte darin Liebe und Wertschätzung für mich aus, wie ich es nie von ihm gefühlt oder erwartet hatte. Nach allen Widrigkeiten durften wir einen wirklich schönen Hochzeitstag erleben!

Dass alle Eltern unsere Beziehung nicht befürworteten, hatte mir enorm zugesetzt. Dennoch war ich mir meiner Liebe zu Hans-Jürgen und seiner Liebe zu mir ganz sicher. Ohne jedes Wenn und Aber stand ich zu meinem Ja-Wort, war überzeugt davon, dass ich mit diesem Mann ein Leben lang glücklich werden würde. **Denn diese Hochzeit war deutlich erkennbar eine Gebetserhörung!**

Als Teenager hatte ich einmal inbrünstig gebetet:

**„Vater im Himmel, bitte gib mir einen Ehemann,
bevor Omilein stirbt!“**

Wie kam es zu so einem Gebet? „Omilein“ nannte ich meine geliebte Oma, die Mutter meiner Mutter. Sie litt schon viele Jahre unter einer Herzkrankheit und ich meinte damals, ohne sie nicht leben zu können. Da es für meine Lebensgeschichte bedeutend ist, beschreibe ich im folgenden Kapitel, warum ich so sehr an meiner Oma hing.

Kapitel 2 - Der Grund für ein weitreichendes Gebet

Wohin gehöre ich?

In den ersten sechs Lebensjahren bin ich bei den Eltern meiner Mutter, bei „Omilein und Opilein“ aufgewachsen. Zu ihnen kam ich, weil mein Vater zu Beginn meines Lebens arbeitslos war und meine Mutter das Geld verdienen musste. So wurde es mir später einmal kurz erklärt. Doch selbst als mein Vater einen Arbeitsplatz hatte, blieb ich bei „Omilein und Opilein“. - Damit es nicht zu „niedlich“ klingt, werde ich sie ab jetzt mit Oma und Opa benennen. - An manchen Wochenenden war ich bei meinen Eltern, wie ich aus kurzen Erzählungen meiner Mutter weiß. Erinnern kann ich mich nicht daran. Als ich älter wurde, war es mir peinlich, wenn meine Mutter mal wieder erwähnte, dass ein Cousin meines Vaters mich oftmals an diesen Elternwochenenden gewickelt habe. Er passte auf mich auf, während meine Eltern unterwegs waren. Diesen Worten entnahm ich, meine Eltern hätten kein besonderes Interesse daran gehabt, Zeit mit mir zu verbringen, auch nicht ab und zu an einem Wochenende.

Ich war der Grund für die Heirat meiner Eltern gewesen, ob gewollt oder ungewollt, kann ich nicht wirklich sagen. Jedenfalls offenbarte mir meine Mutter, als ich noch ein Kind war, dass alle meine Großeltern sehr gegen die Verbindung meiner Eltern waren und dass mein Vater und sie deshalb ihre Hochzeit durchsetzen wollten. So wurde meine Mutter schwanger und sie „mussten“ heiraten.

Doch wenn meine Mutter über das Verhalten meines Vaters besonders unglücklich war, schüttete sie mir manches Mal unter Tränen ihr Herz aus. Dabei erfuhr ich, dass sie sich am liebsten von meinem Vater hätte trennen wollen, als sie ihn näher kennen gelernt hatte. Aber da hätte ich mich „angemeldet“ und sie hätte meinetwegen heiraten müssen. Obwohl sich diese Erklärungen zu widersprechen scheinen, denke ich heute, dass sie zeitversetzt beide wahr sind.

Sicher war meiner Mutter die Auswirkung, die ihre zweite Schilderung auf mich haben musste, nicht bewusst; aber von da an fühlte ich mich schuldig an ihrer Not, an ihrem Leid, allein durch mein Dasein. Wenn mein Vater schrie und meine Mutter weinte, war ich der Grund dafür! Wie verzweifelt war ich dann! Und da schon meine Existenz eigentlich nicht erwünscht war, erweiterte sich meine Selbstanklage auf alle Schwierigkeiten in meinem Umfeld, auch wenn ich keine Schuld an ihrer Entstehung hatte.

Was genau vorgefallen ist, als meine Mutter mit mir schwanger war, weiß ich nicht. Als ich sie vor einigen Jahren einmal danach fragte, reagierte sie sehr ungehalten und wollte nicht darüber reden. Inzwischen habe ich jedoch erkannt, dass die Geschehnisse deutliche Spuren in mir hinterlassen haben.

In ihrem Buch „Heilung des verwundeten Geistes“ schreiben John und Paula Sandford dazu: „Streitigkeiten der Eltern, während das Kind noch im Mutterleib ist, führen tendenzmäßig dazu, dass das Kind ängstlich, schreckhaft, unterentwickelt, furchtsam und im Übermaß emotionell abhängig wird.“ ¹ Körperlich unterentwickelt war ich nicht, aber die anderen Eigenschaften trafen genau auf mich zu.

Eine zusätzliche Last waren für mich die Worte meiner Mutter, mit denen sie ab und an meine Geburt beschrieb. Sie war, wie sie erzählte, bei der Geburt bewusstlos

geworden. Als sie zu Bewusstsein gekommen war, habe sie zu den Anwesenden gesagt:

„Dass eine Geburt schmerzhaft ist, wusste ich ja, aber dass man dabei sterben müsste, hätte ich nicht gedacht!“ oder „... das hat mir keiner gesagt!“ Sie hatte einfach das Bedürfnis, ihren Schmerz auszudrücken. Wieder fühlte ich mich schuldig. In diesem Zusammenhang erwähnte sie einmal, mein Vater habe sich über meine Geburt gefreut. Dafür hatte ich kein Verständnis; seine Freude über mich konnte ich nicht spüren. An Worte von meiner Mutter, die ihre eigene Freude über meine Geburt gezeigt hätten, erinnere ich mich nicht. Für mich stand fest: Meine Eltern wollten mich nicht bei sich haben. Deshalb gaben sie mich zu meinen Großeltern.

Auch meine Oma und mein Opa waren zunächst nicht davon begeistert, mich bei sich aufzunehmen. Doch sie ließen sich schließlich überreden. Oma berichtete mir das einmal, als ich Teenager war. Allerdings erzählte sie ebenfalls, dass sie nachträglich froh gewesen seien über diese Entscheidung, denn ich hätte ihnen viel Freude bereitet.

Gleichzeitig sorgten sich Oma und Opa aber immer besonders um mich aufgrund ihrer Verantwortung gegenüber meinen Eltern. So kam es, dass sie oft zu mir sagten: „Du kannst das nicht! Lass es sein!“ oder Ähnliches, selbst wenn ich etwas gekonnt hätte. Sie wollten kein Risiko eingehen. Das war ein Grund für meine spätere Unsicherheit. Ich hielt mich für unfähig.

Ein Beispiel dafür ist, dass mir nicht erlaubt wurde, beim Entfachen des Feuers im Ofen zu helfen. Es hieß, ich könne das nicht und müsse mich entfernt halten, weil der „Feuerteufel“ zu gefährlich sei. Erst mit fünfzehn Jahren wagte ich es unter Angst, ein Streichholz anzuzünden.

Positive Auswirkungen hatte es, dass Oma und Opa mich überall mit hinnahmen, wenn sie Besuche machten. Sie hatten Freunde und Verwandte, die weiter entfernt lebten,

sodass wir dort übernachten mussten. Ich war sehr anpassungsfähig, wie sie mir Jahre später erzählten, und durfte so lernen, mich mit ganz verschiedenen Menschen zu arrangieren.

Nach wie vor kann ich mich an meine Verzweiflung, meine unbeschreibliche Traurigkeit erinnern, als Oma und Opa mich vor Beginn meiner Schulzeit zu meinen leiblichen Eltern „abschoben“. Sie versuchten wirklich, mir dennoch ihre Liebe zu zeigen, aber der Schmerz der gefühlten Ablehnung in mir war sehr intensiv. Erst als ich erwachsen war, habe ich diese Entscheidung meiner Großeltern verstanden und respektiert. Sie hatten beide große gesundheitliche Probleme, insbesondere meine Oma, die herzkrank war. Als Kind hatte ich diese Einsicht nicht.

Eigentlich sollte ich bei meinen Eltern wohnen, wenn meine Mutter wegen eines zweiten Kindes ihre Berufstätigkeit aufgeben würde. Das war vor allem aus finanziellen Gründen so geplant, denn sie wollte gerne den bezahlten Mutterschaftsurlaub in Anspruch nehmen. Doch die gewünschte Schwangerschaft ließ auf sich warten. So trat die Vereinbarung zwischen Oma und Opa und meinen Eltern in Kraft, dass ich spätestens in der Schulzeit von meinen Eltern „übernommen“ werden sollte. Deshalb musste meine Mutter **meinetwegen** aufhören zu arbeiten. Wenn mir diese Geschichte geschildert wurde, hinterließ das in mir den Eindruck, ich allein wäre es nicht wert gewesen, dass meine Mutter zu Hause bleiben musste. Schließlich hatte sie mich ja eigentlich gar nicht haben wollen. Und wenn mich weder meine Eltern noch meine Großeltern bei sich haben wollten, war ich offenbar nicht lebenswert.

Eine Erleichterung beim Abschied von meinem Zuhause ist es für mich gewesen, dass mein Bett noch im Schlafzimmer von Oma und Opa stehen bleiben durfte. So konnte ich, als mein Bruder geboren war und meine Kinderkrankheiten von ihm ferngehalten werden sollten, einige Male zu Oma und Opa „übergesiedelt“ und liebevoll

gesund gepflegt werden. Ich wurde häufig krank! Masern bekam ich sogar zweimal. Außerdem besuchte ich meine Oma und meinen Opa einmal in der Woche. Sie waren meine Zuflucht, wenn ich Kummer in meinem Elternhaus hatte.

Eine neue Familie

Von der ersten Zeit im „neuen“ Elternhaus weiß ich nichts mehr – mit einer Ausnahme: Eine besonders schöne Erinnerung habe ich an das Abendgebet. Meine Mutter war bei mir, wenn ich betete, und ich fühlte mich geliebt und geborgen. Mein Gebet war:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
dass ich in den Himmel komm! Amen.

Ich bin klein, mein Herz ist rein,
soll niemand drin wohnen als Jesus allein! Amen.“

– Dass es heißen muss, „mein Herz **mach** rein“, habe ich erst viele Jahre später erfahren. –

Diese „kleinen“ Gebete hatte ich schon bei Oma und Opa gebetet. Doch die Krönung der kurzen Gebetszeit mit meiner Mutter war es, wenn sie zum Schluss „das Große“ betete: das „Vaterunser“. Immer wieder habe ich es mir gewünscht und konnte danach glücklich einschlafen. Als meine Mutter keine Zeit mehr zum Gebet mit mir hatte, habe ich alleine weitergebetet.

Ansonsten setzt meine Erinnerung erst am Tag der Geburt meines Bruders ein, gerade am Heiligen Abend, als ich sieben Jahre alt war. Nachdem meine Mutter aufgehört hatte, berufstätig zu sein, wurde sie schwanger. Natürlich war ich gar nicht damit einverstanden, dass sie am Weihnachtsfest nicht bei mir war, aber meine drei Großeltern besuchten meinen Vater und mich. – Der Vater meines Vaters war gestorben, als ich gerade vier Jahre alt war. – Freudig durfte ich allen die Geburt meines Bruders „verkündigen“.

Allerdings begann damit die Zeit, in der ich mich als „fünftes Rad am Wagen“ fühlte, obwohl ich ja eigentlich das „dritte von vier Rädern“ war. Nach meinem Empfinden

waren meine Eltern und mein Bruder die eigentliche Familie und ich hatte mich anzupassen. Sehr früh musste ich sehr selbstständig werden. Meine Mutter fühlte sich häufig schwach und krank. Wenn sie darüber klagte, fügte sie hinzu, sie würde wegen ihrer Gebrechlichkeit bestimmt nicht lange leben! Diese „Ankündigung“ setzte mich zusätzlich unter Druck: Wenn ich meiner Mutter nicht genügend Arbeiten abnehmen würde, müsste sie früher sterben. Vielfach musste ich für sie „einspringen“ und bekam Aufgaben zugeteilt, auch zur Betreuung und Versorgung meines Bruders. Das war ein krasser Gegensatz zu der Obhut, die ich bei Oma und Opa erfahren hatte. Mein Opa hatte sich sogar ein Jahr früher in den Ruhestand versetzen lassen, um mich vormittags zu beschäftigen, wenn meine Oma im Haushalt tätig war.

Wie es ursprünglich dazu kam, weiß ich nicht, aber immerzu belastete mich meine große Angst vor meinem Vater, die meine Mutter noch verstärkte. War er zu Hause, bedeutete das für mich Anspannung, Versagensangst und Angst vor Strafe.

An die ersten sieben Jahre bei meinen Eltern, in denen wir zu viert in einer Zwei-Zimmer-Wohnung lebten, habe ich einige schöne Erinnerungen. Das liegt besonders daran, dass mein Vater regelmäßige Arbeitszeiten hatte, wenn auch mit Schichtdienst. Ich wusste, wann er nicht zu Hause war, und konnte so während seiner Abwesenheit entspannter sein. Nach einer Nachtschicht schlief mein Vater am Tage. Dann mussten wir unbedingt leise sein und meine Mutter, mein Bruder und ich besuchten öfter mal Freundinnen meiner Mutter, die Kinder im Alter meines Bruders und in meinem Alter hatten. Das erfreute mich immer.

Schlimm war es für mich, als alle zwei Wochen ein schulfreier Samstag eingeführt wurde. Wie freuten sich meine Klassenkameradinnen darüber, aber ich war so unglücklich. Es verlängerte nämlich unsere

Familienwochenenden auf dem Lande. Meine Eltern hatten ein Grundstück von einem Bauern gepachtet, auf dem unser Wohnwagen stand. Es war sehr abgelegen, halb auf einer großen Wiese, auf der in einiger Entfernung Kühe grasten, halb am Waldrand. Die Umgebung war Natur pur. Mit einer Pumpe beförderten wir trinkbares Grundwasser nach oben. Ich konnte mir keinen langweiligeren Aufenthaltsort vorstellen und war dort meinem Vater vollständig ausgeliefert.

Manches Mal betete ich um schlechtes Wetter mit Regen, bei dem wir zu Hause blieben. Doch wie viele Menschen wünschten sich Sonnenschein!

Die Wochenenden waren nun in vielerlei Hinsicht eine Last für mich. Wie viel Zeit musste ich meinen kleinen Bruder beschäftigen! Noch schlimmer war es, wenn ich meinem Vater bei seinen „Bauarbeiten“ helfen musste. Er hatte alte, mit Teer durchtränkte Telegraphenmasten günstig erstanden und mein Opa hatte für ihn viele, viele ausgediente hölzerne Obst- und Gemüseboxen vom Wochenmarkt gesammelt. Die Boxen wurden auseinandergenommen, indem man die dicken Nägel herauszog. Die Bretter, die dabei entstanden, mussten dann mit Teerfarbe gestrichen werden, damit sie wetterfest waren. Aus diesen Materialien wurden nach und nach ein Toilettenhäuschen für unser Plumpsklo gebaut, ein Schuppen für Gartengeräte und Werkzeuge sowie ein Unterstand für den Wohnwagen mit einem großen Vorraum, der das Vorzelt ersetzte. Außerdem musste das riesige Grundstück umzäunt werden. Dafür wurden die Telegraphenmasten mit einer Handsäge zerteilt und für jeden entstandenen Zaunpfahl wurde ein Loch gegraben.

An allen Arbeiten musste ich mich gründlich beteiligen. Am liebsten war mir dabei das Ziehen der Nägel aus den Obstboxen. Am schlimmsten war das Schleppen der schweren Telegraphenmasten mit meinem Vater zusammen. – Tatsache war, dass mein Vater für seine Vorhaben meine

Hilfe brauchte, denn meine Mutter durfte nicht so schwer tragen und mein Bruder war zu klein. -

Fiel mir das Heben schwer, hieß es: „Stell dich nicht so an!“ Hatte ich die Löcher für die Zaunpfähle nicht genau in der richtigen Tiefe gegraben, was immer wieder passierte, obwohl ich mir alle Mühe gab, wurde ich derb beschimpft.

- Nach diesen Einsätzen plagten mich häufig Rückenschmerzen. Als Jugendliche, suchte ich deswegen einen Arzt auf. Doch er konnte keine körperliche Ursache für die Schmerzen herausfinden und mir deshalb nicht helfen. Fast fünfzig Jahre später wurde mir ein Wirbel eingerenkt und nach einigen Tagen der Heilung verschwanden die Rückenschmerzen! -

Die Nächte im Wohnwagen verliefen für mich sehr unruhig, denn beim Umdrehen stieß ich an die Metallhalterung des Bettes über mir, auf dem mein Bruder schlief. Außerdem war ich von großem Juckreiz durch Mückenstiche geplagt. Die raubten mir noch in der Woche zu Hause den Schlaf und waren gerade dann abgeheilt, wenn wir erneut aufs Land fahren, um das Wochenende am Waldrand zu verbringen. Einmal zählte ich siebenundzwanzig Mückenstiche nur an meinen Fußgelenken.

Als ich dreizehn Jahre alt war, zogen wir in ein Reihenhaus in einem anderen Stadtteil. Obgleich die Wochenenden auf dem Land nun seltener wurden, begann für mich damit ein Lebensabschnitt, in dem ich oft niedergeschlagen und verzweifelt war.

Eine Zeitlang arbeitete mein Vater schon ohne Schichtdienst in einer Firma, in der er inzwischen eine leitende Position hatte. Als ihm dort gekündigt wurde, machte er sich selbstständig, zuerst mit einem Kompagnon, dann alleine. Nun hatte mein Vater sein Büro im zweiten Stock unseres Reihenhauses. Seine Angestellten stiegen durch unser Haus hinauf, und seine Kontrolle und sein Einfluss waren „allgegenwärtig“. Da nützte mir auch mein

kleines eigenes Zimmer nichts. Jederzeit konnte seine „schlechte Laune“, wie meine Mutter und ich es nannten, wenn er so leicht zornig und laut wurde, „ausbrechen“. Und von seiner Laune war der Verlauf jeder Stunde, jedes Tages abhängig. War er beruflich unterwegs, hatte ich Angst vor seiner Rückkehr. Man wusste nie, wann er nach Hause kam und in welcher Stimmung er dann war. Beständig richtete ich deshalb meine Aufmerksamkeit auf den Gesichtsausdruck meines Vaters. An seinen Augen, an seinem Blick erkannte ich seine Gemütslage.

- Jesus beschreibt meine damalige Beobachtung sehr passend in seiner Bergpredigt: *„Das Auge ist das Licht des Leibes. Wenn dein Auge lauter ist, so wird dein ganzer Leib licht sein. Wenn aber dein Auge böse ist, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein.“* (Matthäus 6,22-23) -

Dass es auch die Angestellten meines Vaters mit ihm nicht leicht hatten, konnte man an einem kleinen Plakat an der Wand im Büro erkennen. Darauf stand:

§1: Der Chef hat immer Recht!

§2: Falls der Chef einmal nicht Recht haben sollte, tritt sofort § 1 in Kraft!

Manches Mal vernahm ich, wie mein Vater seine Angestellten anschrie. Aber meistens hörte ich meinen Vater schreien, wenn meine Eltern Meinungsverschiedenheiten hatten, und das, so schien es mir, vor allem meinetwegen. Ich war der Anlass für Streit und damit für das Unglück meiner Mutter. Das Schreien meines Vaters und das Weinen meiner Mutter mit Worten der Verteidigung für mich zerrissen mich innerlich. Dabei ging es entweder um Anklagen meines Vaters gegen ein Verhalten von mir oder um den Einsatz meiner Mutter für eine Erlaubnis, um die ich gebeten hatte. Wie oft habe ich, unter der Bettdecke versteckt, darüber geweint, wenn ich ihren Streit hörte! In

diesen Augenblicken wäre ich am liebsten nicht mehr am Leben gewesen.

Ein Grund dafür, dass ich meinem Vater meine Anliegen oder meine Meinung nicht selber vortragen durfte, war, dass er mit mir gleich so laut und ausfallend wurde, dass kein Gespräch zustande kam. So trat meine Mutter für mich ein. Das wollte sie so! Nach Möglichkeit passte sie dafür einen Moment ab, in dem mein Vater „gute Laune“ hatte, aber das gelang nicht immer. Manchmal schlug seine Stimmung schlagartig um, wenn ein heikles Thema angesprochen wurde.

Diesen Einsatz meiner Mutter konnte ich einerseits als Zeichen ihrer Liebe für mich erkennen, doch gleichzeitig fühlte ich mich wieder schuldig: an ihrem lauten Weinen, an ihrem Leid, wenn sie sich für mich einsetzte. Meine Mutter meinte es sicher gut, aber damals dachte ich: „Jeder Mörder darf sich verteidigen, aber ich mich nicht!“

Innere Zerrissenheit

Unter der Bettdecke habe ich auch geweint, wenn meine Eltern abends gemeinsam vor dem Fernseher saßen und mein Vater sehr laut während einer Sendung lachte. Dann lebten sie in Frieden und Harmonie miteinander, aber ich durfte daran keinen Anteil haben. Ich fühlte mich wie eine Ausgestoßene, hin- und hergerissen zwischen großer Traurigkeit und Zorn.

Noch als Teenager musste ich mit meinem sieben Jahre jüngeren Bruder gleichzeitig zu Bett gehen, obwohl ich gar nicht müde war. Fernsehen am Abend wurde als ungesund für mich bezeichnet. Ich nehme an, dass meine Eltern, wie sie es in meinen ersten Lebensjahren gewohnt waren, die Zeit allein für sich haben wollten.

Selbst eine Lesezeit vor dem Einschlafen wurde mir nicht gewährt. Alle meine Versuche, das zu ändern, scheiterten. Die Begründung dafür war, dass mein Bruder nicht einschlafen könne, wenn durch das Glas in unseren Zimmertüren mein Licht über den Flur etwas in sein Zimmer scheinen würde. Als ich vorschlug, einen Vorhang vor das Glas meiner Tür zu hängen, wurde das zurückgewiesen, obwohl ich den Stoff dafür von meinem Taschengeld gekauft und den Vorhang selber genäht und angebracht hätte. Am Tage hätte ich ihn ja abnehmen können.

Daraufhin wurde argumentiert, der Schlaf würde mir guttun, und wenn ich noch nicht schlafen könne, wäre trotzdem die Ruhe nötig für mich. Erst als ich in der Oberstufe des Gymnasiums erheblich mehr Hausaufgaben zu bewältigen hatte, durfte ich länger aufbleiben als mein Bruder. In der Zeit nahm ich nachmittags häufig geschäftliche Anrufe entgegen, während meine Eltern unterwegs waren und die Angestellten im Büro Feierabend

hatten. Darüber schrieb ich alles auf und gab es an meinen Vater weiter. Abends erledigte ich dann meine Arbeiten für die Schule.

Zum Lesen, meiner Lieblingsbeschäftigung, kam ich auch an den Wochenenden kaum, denn ich musste an schulfreien Tagen morgens im Bett mit meinem Bruder spielen, meistens „Mensch ärgere dich nicht“ oder ein anderes Würfelspiel. Unsere Eltern wollten länger schlafen oder die Zeit für sich haben.

Das war eine besondere Herausforderung für mich, denn mein Bruder wollte auf keinen Fall verlieren! Passierte es dennoch und gelang es mir nicht, ihn zu beruhigen, rannte er heulend zu unseren Eltern. Dann hörte ich: „Warum kannst du ihn nicht gewinnen lassen! Du bist doch sieben Jahre älter!“ Aber das war gar nicht so einfach; denn wenn ich meinen Bruder gewinnen lassen wollte und er merkte es, gab es das gleiche Theater. Zwar gelang es mir meistens, ihn zufriedenzustellen, doch war ich dabei immer angespannt.

An Sonntagen erlaubten unsere Eltern uns, nach der Spielzeit, die mir oft sehr lang vorkam, zu ihnen ins Bett zu kommen. Einige Male legte ich mich dann neben meine Mutter. Aber während mein Vater mit meinem Bruder rangelte, fühlte ich mich störend oder überflüssig. Viel lieber hätte ich in meinem Bett gelegen und gelesen. Manchmal durfte ich das. Dann floh ich in meine „Buchwelt“ und bekam beim Frühstück zu hören, ich hätte mich „rammdösig“ gelesen. So ergab es sich, dass ich meistens nach dem Spielen mit meinem Bruder aufstand und das Frühstück zubereitete, während die **eigentliche** Familie – so fühlte ich es – im Bett lag.

Traurig und wütend war ich ebenfalls, wenn ich nicht mit Gleichaltrigen spielen durfte, weil ich meinen kleinen Bruder beschäftigen musste. Als neu Hinzugezogene, die sich nichts zutraute, hatte ich sowieso keinen leichten Stand unter Gleichaltrigen. Wenn mich trotzdem jemand zum

Spielen abholen wollte, ich aber Aufsichtspflicht über meinen Bruder hatte, machte mich das nicht gerade beliebt.

Besonders schmerzhaft war für mich ein Vorfall im Urlaub. Unsere Sommerferien verbrachten wir mehrere Jahre lang auf einem Campingplatz in Dänemark an der Ostsee. Da spielten viele Kinder in meinem Alter miteinander, doch ich konnte mich nur selten daran beteiligen.

Einmal, als ich mich wieder um meinen Bruder kümmern musste, sah ein Junge uns beim Federballspiel zu. Wir spielten in der Nähe unseres Zeltes, mein Bruder war wohl vier, ich elf Jahre alt. Der Junge war drei bis vier Jahre älter als mein Bruder, und er bat nach einer Weile darum, mitspielen zu können. Das war für mich die Gelegenheit! Wenn die beiden miteinander Federball spielten, konnte ich mit den Kindern meines Alters, die mich dazu eingeladen hatten, Verstecken spielen. Der Junge war damit einverstanden, und so geschah es.

Nach kurzer Zeit freudigen Spielens wurde ich in unser Zelt gerufen und bekam eine Tracht Prügel und einen Tag Zeltarrest, weil ich meinen Bruder nicht mehr beaufsichtigt hatte. Damals war ich sowohl auf meinen Vater als auch auf meinen Bruder zornig. Doch mein Bruder hatte sich nur seinem

Alter entsprechend verhalten.

Heute weiß ich, dass ich meinen Eltern hätte Bescheid geben müssen. Aber ich war mir recht sicher, dass ich keine Erlaubnis zum Versteckspiel bekommen hätte; und als Elfjährige sah ich keine Gefahr für meinen Bruder, denn er hielt sich ja ganz nahe bei unseren Eltern auf.

- Wäre mir erlaubt worden, selber Kind zu sein und nicht nur eine größere Schwester zum Aufpassen, und wäre es mir erlaubt worden, meine eigenen Wünsche zu vertreten, hätte ich meinen Vater bestimmt gefragt, ob ich mit den gleichaltrigen Kindern spielen dürfe. Schließlich hatte mein Bruder ja einen Spielkameraden. So blieb ich uneinsichtig, gefangen in Traurigkeit und Zorn. -

Manchmal hat mir das Spielen mit meinem Bruder Freude bereitet und ich habe ihn gerne versorgt und etwas „verwöhnt“. Was mir zusetzte, war der Zwang, der dahinterstand, und der Druck, bloß alles richtig zu machen. Durch meine Angst vor meinem Vater hatte mein Bruder indirekt eine ganz unangemessene Macht über mich. Ich fühlte mich unterdrückt und minderwertig.

Nur die Mutter meines Vaters, eine eigensinnige Persönlichkeit, sagte ihrem Sohn einmal deutlich ihre Meinung über die Bevorzugung meines Bruders. Doch das löste einen derart heftigen Streit zwischen meinem Vater und seiner Mutter aus, dass ich darüber ganz unglücklich war. Mein Vater verweigerte wochenlang jeglichen Kontakt zu seiner Mutter.

Kurz nach dieser Auseinandersetzung wurde meine Großmutter sehr krank. Mehrmals besuchte ich sie im Krankenhaus. Als sie genesen zu sein schien, verstarb sie plötzlich wegen einer Embolie.

Dass mein Vater sich noch kurz vor ihrem Tod mit ihr versöhnt hatte, war für mich eine Erleichterung: Da ich der Anlass für den leidvollen Streit gewesen war, hatten mich deswegen wiederum Schuldgefühle gequält. Die wurden durch die Versöhnung jedenfalls verringert. An meiner Situation im Elternhaus änderte sich allerdings nichts.

Wie froh bin ich darüber, dass ich trotz aller Widrigkeiten all die Jahre eine liebevolle Beziehung zu meinem Bruder hatte und habe! Ich schätze ihn sehr und darf wissen, dass auch er herzlich mit mir verbunden ist. Er hat mir manches Mal geholfen, auch mit großem Einsatz! Über meinen Bruder freue ich mich von Herzen! Und ich bin dankbar, dass wir uns so gut verstehen. Wir können uns miteinander freuen oder uns trösten, weil wir Verständnis füreinander haben.

Was Schläge und Worte ausrichten können

Wie oft mein Vater mich geschlagen hat, weiß ich nicht mehr. Es war nicht allzu häufig, aber wirkungsvoll; wurde damit ja fühlbar mein innerer Ablehnungsschmerz aktualisiert und verstärkt.

In meiner Erinnerung sind, außer dem Erlebnis mit meinem Bruder im Urlaub, zwei für mich seelisch besonders schmerzhaft Vorfälle erhalten geblieben, bei denen mein Vater mich schlug.

Ein Vorfall betraf das Zähneputzen. Es fiel mir überaus schwer, weil Pfefferminzgeschmack Übelkeit in mir auslöste. Doch eine Kinderzahncreme mit anderem Geschmack wurde nicht für mich angeschafft. Es hieß wieder: „Stell dich nicht so an!“

Eines Abends, als ich ins Bett gehen wollte, fragte mein Vater mich, ob ich meine Zähne geputzt hätte. Schon bei der Frage erschrak ich. In dem Moment wusste ich wirklich nicht recht, ob ich es getan hatte oder nicht. Und in der Angst vor seiner Reaktion antwortete ich mit Ja. Doch mein Vater hatte Zahnpasta aufgetragen, um mich zu kontrollieren; und sie befand sich noch auf meiner Zahnbürste.

Unter seinen Schlägen litt ich enorm. Sie bestrafte ja nicht nur, dass ich meine Zähne nicht geputzt hatte, sondern dazu meine Lüge. Wie tat es mir leid, nicht die Wahrheit gesagt zu haben!

Trotzdem empfand ich die Schläge als ungerecht. Aber ich durfte kein Wort mehr zu diesem Vorfall sagen, und so vergrub ich wie immer meinen Groll in mir. Eine Zeit lang putzte ich nun aus Angst jeden Abend meine Zähne mit Pfefferminzzahnpasta, obwohl mir dabei übel wurde. Wie sehr war mir das Zähneputzen auf diese Weise zuwider!

Hätte mein Vater mit mir über die Notwendigkeit des Zähneputzens gesprochen, anstatt mich zu verprügeln, und mir zum Beispiel vorgeschlagen, eine Zahncreme ohne Pfefferminzgeschmack von meinem Taschengeld zu kaufen, wie gerne hätte ich daraufhin meine Zähne geputzt! Leider

wurde ich erst Jahre später durch Schaden klug. Seitdem putze ich zwei- bis dreimal täglich nach dem Essen gründlich meine Zähne - mit Zahncremes ohne Pfefferminzgeschmack!

Für meine Lüge fand ich eine Erklärung in dem Buch „Auch tief verletzte Seelen können heilen“. Die Autorin Arline Westmeier schreibt darin: „Manche Kinder gewöhnen sich an, immer das zu sagen, was die anderen gern hören möchten, weil das ihre einzige Möglichkeit ist, Schlägen oder schlimmem Schimpfen und Herabsetzungen zu entgehen.“

Sie fährt fort: „Wenn so ein Kind erwachsen geworden ist, lügt es dann, ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen“.

2 + Z Davor bin ich zum Glück bewahrt worden!

Hätte die Geschichte mit der von meinem Vater aufgetragenen Zahnpasta nach einem Gespräch ein gutes Ende genommen, wären mir wohl viele Zahnschmerzen erspart geblieben.

Ein weiterer Vorfall ereignete sich, als ich schon sechzehn Jahre alt war.

Meine Mutter arbeitete in der Firma meines Vaters im Büro mit, das inzwischen außerhalb unseres Zuhauses war. Entspannt konnte ich dennoch nicht sein, denn häufig kamen meine Eltern unerwartet nach Hause.

Einmal war ich krank, hatte hohes Fieber. An diesem Tag war „Hausputz“ angesagt. Dafür kam eine Frau in unser Reihenhaus, mit der ich mich gut verstand. Meine Eltern waren gerade anwesend, und ich bat darum, mein kleines Zimmer dieses Mal selber säubern zu dürfen, sobald ich gesund sei. Doch mein Vater bestand darauf, dass das Reinigen sofort geschehen und ich mein Zimmer währenddessen verlassen solle. Der Dreck, der sich in einer Woche angesammelt hätte, würde sonst im ganzen Haus verteilt werden. - Es mussten etwa drei bis vier